Wie ich versuchte, auf die hipste rechte Party New Yorks zu kommen

Ausgerechnet in Manhattan hat sich eine junge, Trump-begeisterte Boheme geformt. Sie provoziert, zertrümmert linke Gewissheiten – und hat auch noch Spaß dabei.

Von Marlene Knobloch, ZEITmagazin Nr. 29/2025 vom 10.7.2025

Es tut weh, auf einer Party nicht eingeladen zu sein. Es tut noch mehr weh, von einer Party ausgeladen zu werden, selbst von einer, auf die man eigentlich nie wollte. Aber da saß ich an einem Junitag in New York vor dieser E-Mail: "Guten Nachmittag", begann sie höflich. Man habe soeben meine Tickets storniert. Die Tickets für einen Abend samt After-Show-Party mit den Stars einer Szene in Manhattan, die ich seit Monaten aus der Ferne verfolgt hatte – storniert.

Mein Atmen setzte für ein paar Sekunden aus, ein dunkles, schweres Gefühl trat in den Magen. Ich las die Zeilen noch mal, auf der Suche nach einer erwachsenen Erklärung. Da war keine. "Wir werden Ihnen keinen Platz zuweisen, und gegen diese Entscheidung gibt es keine Rechtsmittel. Vielen Dank, Passage Press". Man hatte mich ausgeladen. Wie damals in der Schule. Nur dass das hier nicht Annette und ihr bescheuerter Geburtstag auf der Minigolfbahn waren, sondern eine Clique neuer Rechter. Und ich verstand, dass es hier nicht nur um das Ticket ging: In diesem Land fand schon länger eine ganz andere Party statt. Und ich hatte sie verpasst.

Seit mehr als fünf Monaten ist Donald Trump inzwischen wieder Präsident, und durch die USA wabern Begriffe wie *Vibe Shift* oder *Realignment.* In Washington, D. C. treffen sich junge Pilates-Frauen mit strahlendem Lachen, die Amerika *hot again* machen wollen und sich zur Cocktail-Hour einen *second term* bestellen. Junge Krypto-Männer tragen MAGA-Käppies. "Trump ist supercool", sagt der schwarze

Influencer Xaviaer DuRousseau, dem über eine halbe Million Menschen folgen. Plötzlich schwappen weit rechts stehende Figuren in die Mainstream-Medien, die man dort vor Trumps Wiederwahl mit Augenrollen ignorierte. Allein der bloggende Provokateur und "Royalist", wie er sich nennt, Curtis Yarvin: auf CNN, im *New Yorker,* in der *New York Times.* Der Zeitgeist verändert sich. Du blinzelst, und wieder liegen die Teile neu verstreut.

Auf der Veranstaltung, von der man mich zwei Tage vorher ausgeladen hatte, sollten also an einem noch geheimen Ort die zentralen Figuren einer rechten Gegenkultur zusammenkommen, darunter die zwei provokanten Moderatorinnen des Podcasts *The Red Scare:* It-Girls und Königinnen der sogenannten Dimes-Square-Szene, die sie mitbegründeten.

Dimes Square bezeichnet geografisch etwa zwei Blöcke in Chinatown mit hippen Restaurants wie dem Dimes, in dem nachmittags Männergruppen sitzen und orangefarbenen Naturwein oder Matcha Maca mit Seealgen trinken. Zwischen zugesprühten Ladentoren und Dumpling-Läden, aus denen der saure Geruch gedämpften Kohls strömt, wo sich ein Junkie an eine Laternenstange klammert und vereinzelte Obdachlose zwischen Müllsäcken schlafen, stehen Frauen mit schmalen Sonnenbrillen, kurzen, Manga-inspirierten Zöpfen und manikürten Fingernägeln. In dieser Gegend etablierten sich Szeneläden wie das Clandestino, eine Kneipe mit drei Deckenventilatoren und langem Tresen. Man ging in das (derzeit geschlossene) Sovereign House, wo man in der Wahlnacht Trumps Sieg bejubelte. Inzwischen auch zu The River, einer holzverkleideten Bar mit Jazz und feinen Cocktails.

Mit den beiden Podcasterinnen auf der Bühne sollte auch Curtis Yarvin sitzen, der von vielen in dieser Szene angehimmelte Royalist und Untergangs-Philosoph. All das veranstaltet von Passage Press, einem explizit rechten, eher nischigen Verlag, dessen Chef trotzdem von der *New York Times* zu einem einstündigen Interview eingeladen wurde. Er, Jonathan Keeperman, verkündete dort: "Die Rechte hat es jahrelang nicht geschafft, junge Menschen anzuziehen. Das ändert sich endlich."

Die Veranstaltung war in wenigen Stunden ausverkauft, obwohl die Tickets mehr als 90 Dollar kosteten. Und ob sie meine Tickets nun storniert hatten, weil ich Journalistin war oder die falschen Texte schrieb – ich musste irgendwie dorthin kommen. Ich trieb mich also fortan in der Szene herum, traf zum Katholizismus konvertierte Trump-Verehrer, die Gedichte schrieben und Dosenbier in Bars schmuggelten, sah Lesungen und Künstlerinnen, die von den faschistischen Italofuturisten inspiriert waren, und ich stieß auf Leute wie Lydia Sviatoslavsky. Sie hatte eine PR-Agentur gegründet für abseitigere und gecancelte Künstler. Und auch sie war irgendwann hier am Dimes Square gelandet, streifte umher und suchte, was alle in ihren Zwanzigern suchen: Ideen, Meinungen, Haltungen – was man eben braucht, um eine Persönlichkeit zu werden.

Es war im Jahr 2020, bevor alles "bizarr" wurde, wie sie sagt. Lydia war gerade nach San Francisco gezogen, desillusioniert und enttäuscht vom Studium. Sie fühlte sich betrogen von "trendy politischen Ideologien", so nennt sie es. Da schickte ihre Schwester ihr einen Podcast.

Wir sitzen im Little Canal, einer kleinen Bar am Dimes Square. Draußen fegt ein staubiger, kühler Wind Müll und Servietten über die Gehwege. "Ich habe so viel Geld gezahlt", sagt sie über ihre College-Zeit, "und bekam dafür verwässerte postmoderne Theorie." Die kanonischen Schriftsteller, das kulturelle Fundament, Faulkner, Roth, Shakespeare – an ihrer Uni nannte man sie "tote weiße Männer". Was lasen sie stattdessen? "Judith Butler und so was ..." Dazu, sagt sie, habe "diese *Fuck*-das-Patriachat-Sache" ihre Beziehung zu Männern zwei Jahre lang ruiniert: Männer, das waren "Unterdrücker", das Verhältnis zu ihnen sei generell "toxisch" gewesen. Lydia trägt ein Käppi mit aufgeplatzten Nähten, die Haare kurz und schwarz gefärbt, dazu ein enges Longsleeve – nichts, was sie von hippen Theaterleuten in Berlin unterscheiden würde. Ihre Stimme ist tief und ruhig, die grünen, mandelförmigen Augen blitzen bei meinen Fragen, sie überlegt, antwortet genau. Damals an der Westküste klickte sie auf den Link, den ihre Schwester ihr geschickt hatte, und begann

The Red Scare zu hören. Hörte, wie Anna Khachiyan und Dasha Nekrasova über die Philosophin Camille Paglia sprachen, die Lydia bewunderte. Camille Paglia zählt seit den Neunzigerjahren zu den härtesten Kritikerinnen des modernen Feminismus und der jungen Generation von Frauen, die Weiblichkeit und erotische Mystik verneinen. "Wir konzentrieren uns in einem so zerstörerischen Ausmaß auf unsere Identität, dass wir geradezu besessen davon sind, uns in Kategorien einzuteilen", sagt Lydia und schaut über ihre Blutorangen-Margherita hinweg durch die Bar. "Statt eine größere menschliche Erfahrung zu suchen, ist alles so spalterisch." Lydia fühlte eine Verbindung mit den beiden Frauen im Podcast, die auf der anderen Seite des Kontinents saßen, irgendwo in Manhattan. Zwei erfolglose Künstlerinnen, die frei über alles sprachen, was ihnen in den Sinn kam. In einer Welt, in der "alle das gleiche Drehbuch gelesen hatten", habe *The Red Scare* Fragen gestellt. Fragen, die sie sich an der Uni selbst nicht zu stellen getraut hätte. Fragen zu MeToo. Fragen zum "Gender-Wahnsinn". Später auch Fragen zu den Coronamaßnahmen. Sie wurde zahlende Abonnentin des Podcasts, hörte jede Folge. Und bald, sagt Lydia, habe sie sich "wieder gesund" gefühlt.

Was auch immer der große, abstrakte Begriff *Vibe Shift* genau bedeutet, man kann ihn in *The Red Scare* hören. Sprach Co-Host Anna Khyachian 2019 in einem Interview noch von einem "linken, feministischen Podcast", sagte sie vor wenigen Monaten: "Ich war nie eine Linke oder ein Sanders-Bro, ich war immer Trump-Unterstützerin." *The Red Scare* entstand um das Jahr 2018 als Kulturpodcast, und Khachiyan wunderte sich wenig später vor dem Mikro selbst über dieses "versehentlich erfolgreiche Unternehmen". Khachiyan, in Moskau geboren, Einwanderin aus einer russisch-jüdischen Familie, lebte da schon seit zehn Jahren in New York und schrieb, wie sie im Podcast sagt, "beschissene Kunstkritiken und machte Werbeillustrationen", während Dasha Nekrasova, in Minsk geboren, als Kellnerin in einer Karaokebar – sie sagt: als "verdammte Karaoke-Prostituierte" – gearbeitet hatte.

Der Reiz der Anfangsjahre lag bei *Red Scare,* wie bei der Dimes-Square-Szene überhaupt, darin, dass hier mit naiver Neugier und schamlosem Sound Themen aufgerollt wurden, bei denen angeblich längst Konsens herrschte, Geschlechterrollen etwa. Sie schwärmten für Michel Houellebecq (eine Folge heißt *Houellebecq-Girls),* drückten sich unkorrekt aus und luden Pop-Philosophen wie Slavoj Žižek ein. Doch die Gäste wurden immer kontroverser, der ehemalige Trump-Berater Steve Bannon und der rechte Verschwörungstheoretiker Alex Jones kamen vorbei. Es hieß, der rechtslibertäre Silicon-Valley-Milliardär Peter Thiel würde den Podcast finanzieren. (Die beiden Moderatorinnen verneinen das. Oder um es mit Anna Khachiyan jüngstem Tweet zum Thema zu formulieren: "Ein weiteres gefälschtes und schwules Meme, das die Linken in die Welt setzen, um zu sagen, dass 'die Rechten schlecht sind'.")

Je streitbarer, desto erfolgreicher wurden sie. Laut der Plattform Patreon verdienen die beiden mit dem Podcast monatlich über 40.000 Dollar. Nekrasova erhielt eine Rolle in der preisgekrönten HBO-Serie *Succession,* sie inspirierte die Sängerin Charlie XCX zu dem Song *Mean Girls,* in dem sie über deren "rasiermesserscharfe Zunge" singt und die unbequeme Tatsache, "dass sie New York Citys Darling" sei. Dabei fallen in dem Podcast ständig Wörter und Sätze, für die man im traditionellen Kulturbetrieb seinen Job los wäre. Sie schwärmen von anorexischer Schönheit, verteidigen Kanye West und seine Hitler-Provokationen ("ein innovativer Künstler"), skizzieren launig Männlichkeitsideale ("Hetero-Männer, die nicht Joe Rogan hören, sind eine Red Flag"), dazwischen hört man Feuerzeuge klicken und ins Mikro gehauchten Zigarettenqualm. All das fließt in einem oft gleichgültigen, fast betäubt wirkenden Ton dahin. Mit einem *"whatever"* wischt Dasha Nekrasova immer wieder einen Gedanken weg. Sie klingen abgeklärt, als gebe es nichts da draußen, was die Welt ihnen beibringen könnte. Und wenn es nicht so langweilig wäre und Charlie XCX einem das nicht schon vorweg gesungen hätte, würde man also brav und aufgeklärt sagen: Sie sind "problematisch".

Im *Red-Scare*-Podcast tauchte wahrscheinlich zum ersten Mal die Bezeichnung *Dimes Square* auf, eine ironische Times-Square-Referenz, um die eigene kulturelle Bedeutung zu karikieren. Ein Ort und gleichzeitig ein Konzept einer extrem online-affinen Follower-Gemeinde, die enttäuscht war von Bernie Sanders' Niederlage bei den Vorwahlen der Demokraten und rigide Formen der Identitätspolitik sowie Coronaregeln ablehnte. Anfangs hätten sich "einfach verschiedene Freundesgruppen" Downtown herumgetrieben, sagt der Dramatiker Matthew Gasda. Dann schrieb er ein Theaterstück namens *Dimes Square,* er porträtierte darin eine desillusionierte Künstler-Clique, in der man über die "woke Inquisition" schimpfte, schnell erfolgreich werden wollte, aber an nichts glaubte. "Kann es sein, dass wir in der dümmsten Zeit der Menschheitsgeschichte leben?", lautet der zweite Satz im Stück. Allein die Premiere war ein Akt der Rebellion: Er führte das Stück trotz damaliger Coronaregeln in Wohnungen von Freunden auf, ohne Maskenpflicht. Ohne die Inszenierung *Dimes Square,* sagt Gasda, hätte sich die Szene als solche nie gefunden. Die Leute eiferten plötzlich den Figuren nach. "Wahrnehmung erschafft Realität", sagt Gasda. Das Stück hielt herumfliegende Ideen zusammen wie ein loses, ironisches Manifest. Man verschmolz. Man war endlich Teil einer Szene.

Als andere Leute mit mir über diese Zeit zwischen 2021 und 2023 am Dimes Square sprachen, hörte ich vor allem eine Sehnsucht nach weniger Regeln heraus. Jemand erzählte mir, dass sich Leute erst mal gegenseitig das N-Wort sagten – als zusammenschweißendes, rebellisches Erlebnis. (Der Anteil schwarzer Menschen in der Szene ist, wie überhaupt in Lower Manhattan, gering, aber es gibt sie.) Auf Lesungen durfte man das "R-Wort" *("retarded")* laut sagen, ständig war etwas oder jemand "behindert". Die Literatur war das Medium dieser Rebellen, jeden Abend fand irgendwo eine Lesung oder Magazinveröffentlichung statt. Mit dem *Drunken Canal* hatte die Szene eine eigene Lokalzeitung, die es nur gedruckt gab. Auf Instagram posteten Gossip-Seiten über den Dimes Square, der Szenebeobachter Mike Crumplar wurde auf Substack zum kritischen Chronisten. In einem Text schreibt er, wie er vor dem Sovereign House stand und nur unter der Bedingung reingelassen wurde, dass

ihm Dasha Nekrasova eine Ohrfeige verpassen durfte. Ein typischer Dimes-Square-Moment: Grenzen zerschlagen, eigene Regeln aufstellen, die Macht ironisieren – dokumentiert in einem leidenschaftlich gern geteilten Video. Bei alldem schwebte immer die Frage mit: Meinen die das ernst? Was davon ist Ironie? Und falls das alles leicht und spielerisch sein soll – worum geht's in diesem Spiel?

Peter Thiel sponserte ein Festival, das den Spitznamen Anti-Woke-Filmfestival trug. Beckett Rosset, ein Mann mit einer wilden Heroin- und Gefängnisvergangenheit, gründete eine Art literarischen Salon. Man trank dort Dosenbier und billigen Wein und rauchte auf Polstersesseln. "Im Publikum sah man genauso Curtis Yarvin sitzen wie Michelle Goldberg von der *New York Times",* sagt Gasda über diese Zeit. "Es war liberaler, die Leute vertraten alle möglichen Standpunkte." Als ich Fotos von diesem Salon sah und die Geschichten hörte, erfüllte mich Wehmut. Jene "Nächte bei Beckett" versprühten einen Hauch von Boheme, von Chaos, von der Lust auf eine Zukunft, die herrlich unklar war. Diese Leute schrieben und lasen und redeten und tanzten zu Oasis, Nacht für Nacht steckte man Ideen und Zigarettenenden zusammen. Die Schauspieler und Schriftsteller dagegen, die ich kannte, kuratierten klinisch ihre Einladungslisten zu Abendessen, shoppten italienische Designerlampen, alle waren ständig müde oder fanden es zu viel gerade, und dann seufzte man, weil man sich nach mehr Gemeinschaft sehnte – nur hielt einen außer der gelegentlichen Lust auf Aperol Spritz nichts zusammen. Der Dimes Square hatte uns etwas voraus: Es gab einen Spirit.

Eines Abends begegnete ich zufällig einem Anfang Zwanzigjährigen Doktoranden aus Russland in der KGB-Bar, in der auch öfter Szene-Lesungen stattfanden. "Das Problem ist", sagte er, "die Rechten sind einfach verdammt lustig." Er hatte in Russland vom Dimes Square gehört, selbst in Sankt Petersburg hörten sie *The Red Scare.* "Was machen denn die Linken so falsch?", fragte ich. "Sie sind langweilig. Das ist alles."

Stammte diese Langeweile, der fehlende Spirit, fragte ich mich auf dem Heimweg, nicht aus einer gewissen Leere? Wie stark war das Fundament unserer starken Meinungen?

Jemand, der immerhin Marx und Lenin gelesen und sich dann entschlossen vom Kommunismus abgewandt hat, ist Adam Lehrer. Er ist Redakteur beim jüdischen Magazin *Tablet,* hat einen Podcast, schreibt Essays, Kunst- und Musikkritiken. Lydia beschrieb ihn mir als einen Freund, der gut darin sei, "sich Feinde zu machen". Und der mich nur treffen wollte, wenn ich keinen "Hetzartikel" schreiben würde. Adam war einst Bernie-Sanders-Supporter, auch wenn er diese Haltung, sagt er, vor allem zugunsten seiner "Dinner-Tauglichkeit" in liberalen New Yorker Kreisen eingenommen hatte. Als Adam merkte, dass Sanders "nicht den Mut für diese Scheiße hatte", wählte er Trump. "Jeder in der Kunstwelt hatte solche Angst vor diesem verdammten Kerl. Und es klang so absurd für mich", sagt er. "Sie schimpfen und toben über etwas, das sich auf eine stilistische Routine reduzieren lässt: Sie finden, dass er vulgär ist." Ist Trump das etwa nicht? "Doch, definitiv. Aber ich bin es auch. Na und?" Adam spricht tatsächlich derb, druckreif und unterhaltsam. Er ist ein bisschen älter als die meisten, mit denen ich hier rede, 36, hat hellblaue, ernste Augen, ein Piercing an der Augenbraue, Schnurrbart, trainierte und tätowierte Arme. Das Gegenteil des bleichen rechten Losers, für den ihn Leute halten, die ihn nur aus dem Internet kennen.

Sein Weg zu Trump führte über Enttäuschungen. Sanders' Scheitern, die Coronaregeln, vor allem das Gefühl, die Maßnahmen öffentlich nicht kritisieren zu dürfen. Und dann fragte er sich, was die "Progressiven" eigentlich wollten: Okay, die Welt soll sich immer weiterentwickeln, nur wohin? "Wir hatten alles, und dann haben wir es versaut – so fühlt es sich an, in Amerika zu leben", sagt Adam. An seine Heimat Cape Cod zum Beispiel habe er idyllische Kindheitserinnerungen: Strand, heißer Kaffee, Muffins, Muschelschalen. "So fühlte es sich an, in den Neunzigern in Amerika aufzuwachsen", sagt er. Jetzt sei Cape Cod ein Albtraum mit Opioid-Krise. "Niemand

wird behaupten, Amerika sei ein leichterer, sicherer, wohlhabenderer Ort als vor 25 oder 30 Jahren."

Wie viele in der Szene glaubt er an radikale Offenheit. Er findet, dass die Kunst zu oft die immer gleichen identitätspolitischen Themen verhandele, während es in Museen und großen Zeitungen eine politische Ungleichheit gebe. "Stell dir vor, an Orten wie dem Metropolitan Museum oder der *New York Times* würden sie jemanden von rechts anstellen, der klug und talentiert ist." Wenn er jetzt bei X posten würde, "'Scheiß auf Trump, er hat uns immer angelogen', ich garantiere dir, ich würde auf der Stelle einen Job bei der *New York Times* bekommen. Das lieben sie." Er lächelt und sagt: "Und um fair zu sein: Die Rechte liebt konvertierte Anti-Trumper genauso."

Was würde passieren, frage ich mich, wenn die *New York Times* einen echten Trump-Sympathisanten anstellen würde? Ich denke an Lydias Sehnsucht nach Fragen. An den rechten Verleger Jonathan Keeperman, der eine "ehrliche Unterhaltung" beschwört, selbst über Tabu-Themen wie rassistische Theorien. Und der glaubt, dass aus freien Debatten und ausgetragenen Konflikten nicht mittelmäßige, sondern geniale Kunst entstehe. Dann fällt mir mein Ticket ein. Wie passt das hohe Ideal der ehrlichen, streitlustigen Debatte zu meinem gecancelten Ticket?

"Die Rechten haben die Debatte gewonnen. Und jetzt denken sie, sie lagen immer richtig. Und weil sie immer recht hatten, brauchen sie nicht mehr zu diskutieren", sagt Matthew Donovan, einer der wenigen Linken, die aus Lust am Streit in der Szene geblieben sind. Ich zeige ihm die Stornierungsmail, er schüttelt den Kopf. "Das liegt daran, dass die Leute jetzt in die echte Politik wechseln. Sie werden D.C.-Leute. Das ist das, was sie immer wollten."

Die Dimes-Square-Szene ist wie der *Red-Scare*-Podcast entschieden nach rechts gerückt. Auf den Salon von Beckett Rosset folgte das Sovereign House, man feierte "DOGE-Partys", lud rechtsextreme Denker ein. Auf das Sovereign House folgt nun der Club Reign, eine Art SoHo-House für Reaktionäre. Der Mitgliedsbeitrag liege bei etwa 3.000 Dollar pro Jahr, sagt mir Nick Allen, Gründer von Sovereign House und

Reign. "35.000 Leute", so viele habe er auf seinen Veranstaltungen und damit in der Szene gezählt. "Ich glaube, Dimes Square wird erst jetzt richtig groß", sagt mir eine junge Frau mit vor Aufregung aufgerissenen Augen auf einer Party.

Dimes Square ist tot, sagen andere. "Sie wählen jetzt alle Trump. Es ist nicht überraschend, aber sehr frustrierend", sagte mir ein ehemaliger Szenegänger. Auch Lydia hörte vor Kurzem auf, *The Red Scare* zu hören, die zwei Moderatorinnen wirkten inzwischen abgehoben. "Das Beste an Dimes Square war der wirklich offene Dialog. Aber er blieb nicht so offen", sagt der Theaterautor Matthew Gasda. Wenn er über den Zustand im Land nachdenkt, sagt er: "Es ist wie Frankreich 1580", Amerika erinnere ihn an die Zeit der Hugenottenkriege, als sich Protestanten und Katholiken bekämpften. Nur ist es jetzt "ein Krieg der Gedanken und Seelen. Und er wird im Internet gekämpft."

Wir seien an einem interessanten Punkt, sagt Adam. "Dimes Square begann als Opposition. Es funktionierte besser, als wir die Wir-geben-einen-Scheiß-auf-euch-Rebellen waren, die Trump unterstützen und die Demokraten hassen. Aber weißt du", sagt er, "jetzt haben wir gewonnen." Als ich von meinem stornierten Ticket erzähle, hebt Adam die Augenbrauen. "Das ist vielleicht wegen Yarvin. Er ist ziemlich gut darin, das Narrativ zu kontrollieren." Dieser Kontrollwunsch passt zumindest zu Yarvins Inszenierung als Rockstar-Nerd in Lederjacke. Und dazu, dass keine der *Red-Scare*-Frauen auf meine Anfragen geantwortet hat, ob sie sich nicht fotografieren ließen für die Geschichte.

Und vielleicht ist es wahr, dass ein gewisser Teil von Dimes Square tot ist. Gleichzeitig scheint sich die kleine Szene längst ausgebreitet zu haben. Die Designerin Elena Valez schmiss voriges Jahr zur New Yorker Fashion Week eine *Vom-Winde-verweht*-Party mit Plantagenbesitzer-Chique. Julia Fox war zu Gast. Man sagt mir, einige Dimes Square-Leute seien nach Washington umgezogen. Bei der jährlichen Gala der Jungen Republikaner saßen die beiden *Red-Scare*-Moderatorinnen und kreischten begeistert beim Auftritt von Steve Bannon, wie ich in einem Handyvideo

der Veranstaltung sehen konnte. Übrigens trieb sich dort auch ein gewisser Martin Kohler von der AfD herum, der einem Reporter sagte: "Ihr Amerikaner seid Meister der Medien."

Am Tag der *Red-Scare*-Veranstaltung mit Curtis Yarvin setze ich all meine Hoffnung in einen jungen, rechten Schriftsteller, der sich Dan Baltic nennt. Wenige Stunden vor Beginn, und nachdem er sich mit Philip Roth verglichen hat, verrät er mir über seinem blutigen Steak den Ort. Allerdings unter der Bedingung, dass er vorausgeht, allein. Denn es gebe dort Leute, "die noch wichtig sein könnten" für ihn.

Die Diskussion zwischen den Podcasterinnen und Yarvin soll in einem Kino im Kellergeschoss eines Hotels in Lower Manhattan stattfinden. Als ich auf den Hoteleingang zulaufe, erkenne ich einen Typen vom Sovereign House aus den Augenwinkeln. "Dich lassen sie nicht rein", ruft er und reißt den Kopf beim Lachen in den Nacken. Die Saaltüren sind geschlossen, die drei Frauen am Einlass wollen mein Ticket sehen. Ich zucke mit den Schultern und sage, es hätte einen Fehler gegeben bei der Buchung. Die drei setzen ihr freundlichstes, bedauerndstes, amerikanischstes Lächeln auf: "*I'm so sorry, dear."*

I m Foyer des Hotels spielt eine Jazzband, ich bestelle einen Drink und warte. Auch Mike Crumplar, der Szenechronist, streift an der Bar herum. Er war neugierig, sagt er, was heute Abend passieren würde, irgendwann werde er vielleicht einen Roman über diese Zeit schreiben. Und kurz verschwimmt die Zeit, der Jazz, das Saxofon jault, hektisches Trommeln, zwei Reporter mit Drinks in New York, die, ja, wem oder was hier eigentlich auflauern?

Nach zwei Stunden strömen junge, schicke Menschen aus dem Keller nach oben, die meisten in ihren Zwanzigern. Einige der Männer tragen Sakkos und Lederschuhe. Ein junges Paar, das ich anspreche, verdreht die Augen. "Yarvin hat monologisiert und seine weirden Theorien verbreitet", sagt der Mann. Andere antworten einsilbig, es sei "cool" gewesen, "Curtis eben". Ein blasser Mann Anfang 20, dem die Kindheit noch nicht aus dem Gesicht gewichen ist, ist extra aus Michigan hergekommen, der Typ

neben ihm aus Ohio. "In Ohio gibt es keine so lebendige intellektuelle Szene", sagt er. Ich frage den blassen Jungen, wo die Afterparty stattfindet. Er senkt den Kopf. "Ich ... ich weiß nicht genau", sagt er. "Irgendwas mit Russian ..." Dann schaut er mich an und sagt sehr schnell: "Russian Samovar. Aber das hast du nicht von mir." Ein Mitarbeiter einer von Yarvin gegründeten Online-Plattform kommt dazu, Hemd mit Einstecktuch, weiße Hose, und ruft: "Wollt ihr mitfahren?"

Und so rasen wir auf cognacfarbenen Ledersitzen Richtung Midtown. Christian heißt der Fahrer, die drei Männer reden über die sozialen Medien. "Wenn sich jemand entschuldigt, weißt du, dass es KI ist", sagt der Junge aus Michigan auf dem Beifahrersitz. Ich versuche herauszufinden, ob sie die Monarchie für eine geeignetere Staatsform als die jetzige halten. "Es geht nicht darum, eine Monarchie zu gründen", sagt Christian, während er beschleunigt und der Beifahrer nach hinten ruft: "Es ist nicht das Rezept. Es ist die Diagnose."

Die Lichter der Hochhäuser ziehen vorbei, bis wir auf Höhe des Times Square sind, im Herzen des Mainstreams. Riesige Werbebanner leuchten, Touristen schieben sich die Gehwege entlang, durch die Scheibe wirkt alles wie ein gigantisches Aquarium, Fische, die durch eine andere Welt schwimmen als die Wesen hier im Auto. Ich muss an die "rote Pille" aus dem Film *The Matrix* denken, von der die *Red-Scare*-Frauen öfter redeten, die Pille der Erkenntnis. Der Mann aus Ohio redet davon, dass unser System die Demokratie nur simuliere, der "Status quo" nicht funktioniere. "Und um das zu hören, bist du extra aus Ohio hergeflogen?", frage ich. "Ja, ich denke schon."

Die Privatlounge im ersten Stock des Russian Samovar ist noch leer, angeblich hängt eine Etage tiefer Curtis Yarvin herum, er sei schüchtern, raunt einer. Ich denke an den Dichter und Yarvin-Fan, den ich kürzlich im Clandestino traf, Nic. Ihm zufolge würden die meisten europäischen Demokratien von *"potato persons"* regiert, so nennt er Politiker wie etwa Friedrich Merz, die er für langweilig und pseudodemokratisch hält. Alles Kartoffelleute.

Und dann stehen da tatsächlich, lachend inmitten einer Gruppe, Dasha und Anna von *The Red Scare.* Dasha trägt karierte, schulmädchenhafte Kniestrümpfe. Etwas eingeschüchtert beobachte ich die Szenekönigginnen, die Art, wie sie ihre Haare beim Lachen nach hinten werfen, das coole Gewinnerinnenlächeln auf ihren Lippen. Was soll nach ihrer Rebellion kommen? Sie glauben nicht mehr, was ihre Eltern glauben. Aber auch die Ideen der Eltern lösen sich auf, Überzeugungen verwaschen zu Erinnerungen. Die Zeit kohärenter, politischer Massenbewegungen ist vorbei. Die Zeit breiter Allianzen scheint vorbei. Vieles scheint vorbei. Nur was läuft stattdessen? Die Sätze der *Red-Scare*-Frauen packen nie zu, ihre Rebellion klingt gleichgültig. Worte wabern wie Yarvins Ideen durch die Köpfe dieses Landes, Könige aus dem 16. Jahrhundert, CEOs, die das Land führen sollen. Es lässt sich nicht mehr feststecken auf den politischen Landkarten. Es ist ein Vibe. Es ist – *whatever.*

Plötzlich steht Anna neben mir auf dem Balkon. Sie lächelt, ihre großen, dunklen Augen mustern mich. Und da denke ich, dass wir vielleicht doch noch diskutieren könnten – aber in dem Moment durchschneidet eine hohe Stimme die warme Abendluft. "Sag nichts Böses, Anna! Sie ist Journalistin, sie wird gemeine Sachen schreiben!" An der Balustrade lehnt eine knochendürre Frau, knallblond gefärbte Haare, die schwarz geschminkten Augen weit aufgerissen, mit leuchtend rotem Schmollmund. "Wirst du etwas Gemeines über Dimes Square schreiben?", fragt sie. Jemand lacht. Erst jetzt merke ich, wie eng es auf dem Balkon ist, spüre die Blicke rundherum auf mir. Die Frau schwankt nach vorn, ihre Mundwinkel zucken. "Wir wollen dich hier nicht", ruft sie. Ein paar Partygäste kichern. "Okay", sage ich, hebe die Hände entschuldigend und gehe nach drinnen, zur Treppe. Ich schiebe mich am Türsteher vorbei und wähle draußen den kürzesten Weg zur nächsten Straßenecke. Das Letzte, was ich höre, ist ein lautes Lachen, das vom Balkon schallt.